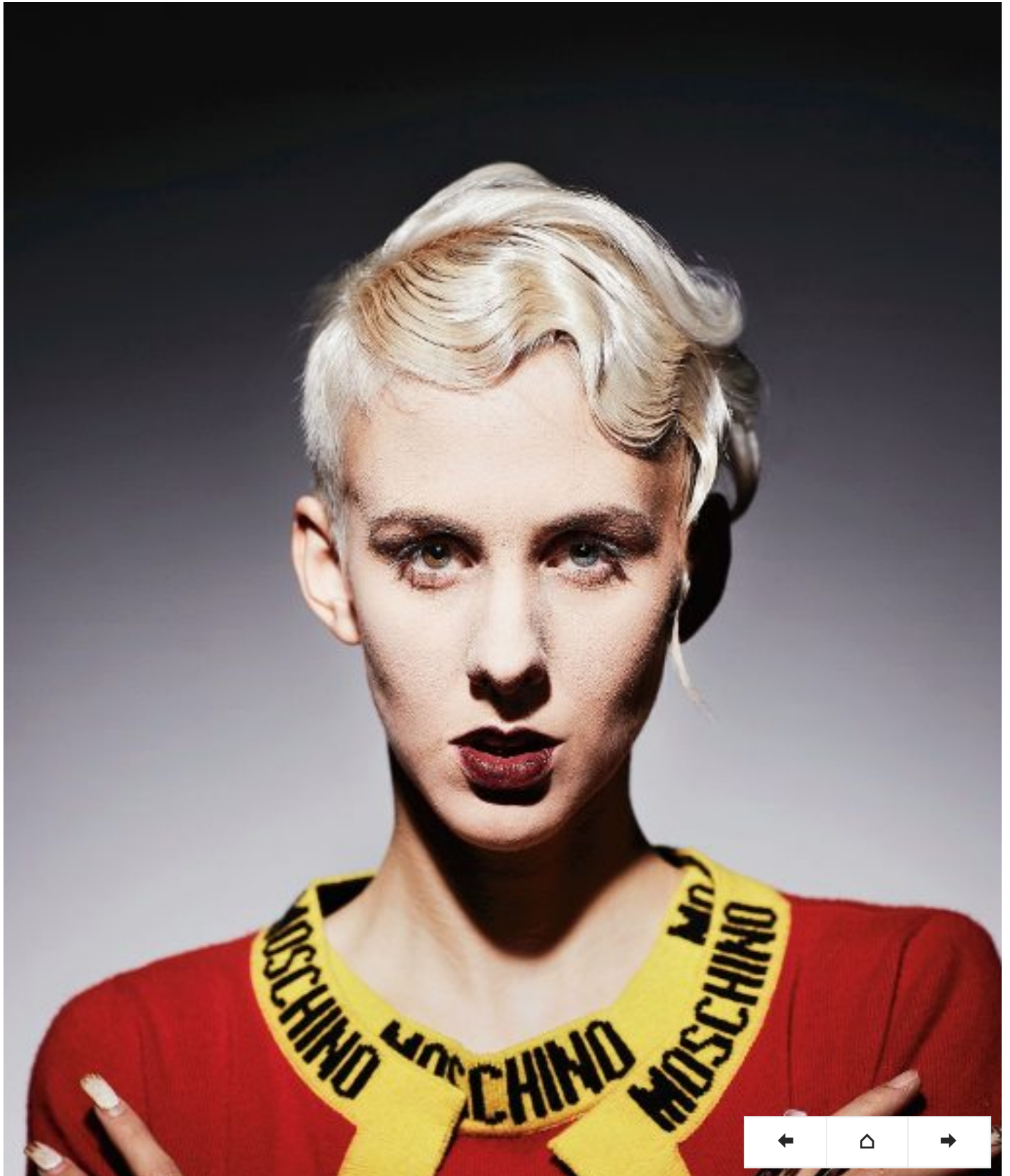


# Die Leibhaftige

**Literatur** Die österreichische Kabarettistin Lisa Eckhart verstört mit grenzwertiger, manche finden: grenzüberschreitender Satire. Sie selbst versteht das nicht als Provokation, sondern als gewagte Kunst.





Schriftstellerin Eckhart: »Sie jubeln mir zu, diese Deutschen!«

**L**isa Eckhart ist nicht lustig. Extravagant und gefährlich, das schon, clever und wahnwitzig. Aber wirklich lustig ist sie nicht. Vielleicht will sie das auch gar nicht sein. Ihre Satire ist auf eine perfide Weise unterhaltsam, wie sie im deutschen Kabarett nicht vorgesehen ist. Eine Venusfliegenfalle im Gemüsebeet des Kabarett.

Im Grunde hätte Lisa Eckhart dort nie Wurzeln schlagen, geschweige denn eine solche Aufmerksamkeit erlangen dürfen. Manchmal erweckt sie den Eindruck, als wundere sie sich selbst. »Sie jubeln mir zu, diese Deutschen! Einer an Kunstschulen abgelehnten, grantelnden Österreicherin. Sie lernen einfach nicht dazu!«

Wer über Lisa Eckhart lacht, lacht selten ohne eine gewisse Beklommenheit. Wer lacht, ist ihr bereits in die Falle gegangen.

Die 27-Jährige hat ihre Ochsentour über die Bühnen der Kleinkunst in Rekordzeit hinter sich gebracht. In nur etwa drei Jahren schaffte sie es aus der Poetry-Slam-Szene zu einer festen Gastrolle bei »nuhr im Ersten« – im gut ausgeleuchteten Schaufenster des öffentlich-rechtlichen Kabarett in Deutschland.

Was man noch sagen darf, was eher unsäglich ist, darüber ist vor einiger Zeit ein Streit entbrannt, der mit jeder neuen gesellschaftlichen Debatte aggressiver geführt zu werden scheint – und nirgendwo so heftig wie in der Satire, wo das Sagbare öffentlich an seine Grenzen geht. Niemand übertritt diese Grenzen so lustvoll wie Lisa Eckhart, wenn sie auf der Bühne steht.



**Künstlerin Eckhart bei WDR-Fernsehauftritt 2018:** »Satire, nicht Propaganda oder Well-ness«

Zu Beginn der Coronakrise fragte sie sich im Februar, was »ein guter Deutscher« denn im »Ching-Chong-Chinaland« bei den »Schlitzaugen« verloren habe. »Die waren im Krieg gegen uns! Zum letzten Mal: Japaner gut, Chinesen böse. Sagen Sie mir nicht, die schauen für Sie gleich aus. Sie Rassisten!« Über die Flüchtlingskrise: »Ich bin gegen Abschiebungen per Flugzeug. Das bedeutet eine Tonne CO<sub>2</sub>-Ausstoß pro Person. Und da kommt bei mir Umweltschutz vor Fremdenhass. Lasst sie lieber zu Fuß und ohne Proviant nach Hause gehen, sonst finden sie anhand des Mülls wie Hänsel und Gretel womöglich wieder den Weg nach Europa zurück.«

Über ihren vierten Förderpreis sagte sie: »Jetzt fördern sie mich, und in 10 bis 20 Jahren will's dann wieder keiner gewesen sein.«

Ihre Programme oszillieren zwischen Eleganz und Obszönität. Je nach Gemüt oder persönlicher Gesinnung kann man sich an der makabren Ironie erfreuen – oder gegen infamen Rassismus auf die Barrikaden gehen.

In der Anthologie »Metrische Taktlosigkeiten« sind einige ihrer Texte versammelt, der ironische Untertitel lässt die generelle Stoßrichtung erkennen: »Eine Einführung ins politische Korrektum«. Liest man sie gedruckt, fehlen zwei Drittel der Performance. Die gestische Darbietung, die näselnde Herablassung in ihrer Stimme. Und es fehlt das Publikum. So läuft ihre Dreistigkeit ins Leere.

**S** Mit »Omama« legt Lisa Eckhart nun ihr literarisches Debüt vor.(\*). Angekündigt wird der Roman als »wilder Ritt durch die Nachkriegsgeschichte«, er hebt an mit dem Satz: »Helga, schnell, die Russen kommen!« Wer sie zuvor schon unerträglich fand, der befürchtet angesichts der Zündung einer weiteren Raketenstufe ihrer Karriere das Schlimmste.

Was ist los mit dieser Frau? Was treibt sie? Und bis wohin wird sie es noch treiben?

Zum Treffen hat Eckhart eine der besten Adressen in Leipzig vorgeschlagen. Am frühen Nachmittag aber wird im Rauchersalon des Steigenberger Grandhotels noch kein Alkohol serviert, und Eckhart trinke gern Weißweinschorle zum Gespräch. Also wird kurzerhand umdisponiert, ins vergleichsweise profane Restaurant gegenüber. Dort kann man unter freiem Himmel sitzen, rauchen und trinken. Freundlich erklärt sie dem Kellner, was ein Spritzer ist.

Seit zehn Jahren lebt sie nicht mehr in Österreich, aber auf Austriazismen und ihren Dialekt mag sie nicht verzichten. Er ist fremd, aber nicht allzu fremd. Vielleicht nimmt man hierzulande Unsagbares eher mit einer willigen Duldungsstarre hin, wenn es mit viel Ironie und in geschmeidigem Idiom gesagt wird.

Doch das ändert sich gerade. Grund dafür ist ein Auftritt von Lisa Eckhart in der WDR-Sendung »Mitternachtsspitzen« vom September 2018. Thema war die damals aktuelle #MeToo-Debatte, ein gefundenes Fressen für sie.

**In nur vier Minuten** feuerte sie gegen Frauen (»Eine arme weiße Frau, die sich den Busen zu einer Halskrause hochgeschnürt hat, um ihre Augen zu betonen«), Schwarze (»Die Erektion des schwarzen Glieds braucht alle sieben Liter Blut, über die ein Mensch verfügt«), Gehbehinderte (»Wenn jetzt noch ein Rollstuhlfahrer einer Dame zu lange aufs Gesäß schaut ... was, zugegeben, in seiner Position nicht zu tun sehr schwierig ist«) und Transsexuelle (»Wenn ein Mann, der einmal zuvor eine Frau war, sein chirurgisch konstruiertes Tartar von Gemächt ungefragt voll Nostalgie an seinem einstigen Geschlecht reibt«).

Als der Auftritt erstmals ausgestrahlt wurde, schien sich niemand daran zu stören. Auch später stellte der WDR den Clip immer mal wieder ins Netz.

Erst Ende April 2020 thematisierte die »Jüdische Allgemeine« unter dem Titel »Antisemitismus aus der WDR-Mediathek«, was Eckhart in den »Mitternachtsspitzen« über Harvey Weinstein und Roman Polanski eingefallen war: »Am meisten enttäuscht es von den Juden, da haben wir immer gegen den Vorwurf gewettert, denen ginge es nur ums Geld, und jetzt plötzlich kommt heraus, denen geht's wirklich nicht ums Geld, denen geht's um die Weiber, und deshalb brauchen sie das G



**S** Das Echo war verheerend, nicht nur auf Twitter. Wer sie zuvor gelobt hatte, wollte es plötzlich nicht mehr gewesen sein. Feuilletons waren sich einig wie selten, die progressive »taz« und die konservative »Frankfurter Allgemeine« erklärten Eckhart unisono für »menschenfeindlich«.

Wie reagierte Lisa Eckhart auf die Vorwürfe? Sie schwieg. Kein Wort der Entschuldigung, keine Rechtfertigung, keine Replik. Warum?

Für eine öffentliche Reaktion in sozialen Netzwerken, die sie als »Narrenturm« oder »Dixi-Klo« bezeichnet, war sie sich schlicht zu fein. Im »ewigen Gedächtnis« des Internets, sagt sie im Restaurant in Leipzig, werde Vergangenes »kalt archiviert« und entsprechend serviert, wie die Rache: »Ja, die Fadesse, die Langeweile der Quarantäne.« Man habe die Möglichkeit gehabt, alles aufzuarbeiten, was einen beziehungsweise andere in den vergangenen 20 Jahren gekränkt haben könnte.

Aus dem Verlag ist zu hören, dass der Vorwurf des Antisemitismus sie wirklich überrascht habe. In Leipzig behauptet sie dagegen, sich der Gefahr eines Shitstorms immer bewusst gewesen zu sein: »Wenn das nicht über mir schwebt, dann muss ich mich ernsthaft fragen, ob ich überhaupt noch Satire mache – und nicht Propaganda oder Wellness.« Deswegen habe sie die heftige Reaktion nicht schockiert. Nur verwundert, dass es so spät passiert sei.

Unklar bleibt, ob hier die private Lisa Eckhart oder die herablassende Kunstfigur spricht. Die Frau wirkt stets, als wäre sie soeben durch Raum und Zeit gereist, aus dem Café Hawelka in ein Restaurant in Leipzig, aus den Goldenen Zwanzigern in eine Gegenwart, für die sie nur ein maliziöses Lächeln übrighat. Die ganze Gestalt hat etwas Unwirkliches.

»Es geht um die Erschaffung einer künstlichen Person, die nichts mit Identität oder Befindlichkeiten zu tun hat. Das ist Arbeit«, sagt sie und nippt an ihrem Glas: »Deswegen bin ich auch so dem Ästhetizismus verfallen. Der schöne Schein verpflichtet zur Schönheit. Sowie die Ästhetik zur Ethik.« Ein zentraler Satz, schön und ästhetisch. Aber was bedeutet er? Wie meint sie das?

**»Die Moral muss zurück in die Politik und raus aus der Kunst. Hier gute Taten, da gute Werke.«**

Ernst meint sie es. Leidenschaftlich kann sie über die Vorzüge des bürgerlichen Sitzens gegenüber dem nivellierenden Duzen referieren. Über Rousseau und seine Unterscheidung zwischen der genügsamen »amour de soi« und einer »amour propre«, die jede Selbstachtung von der Wertschätzung anderer Menschen a



5 Über Nietzsche und sein »Werde, wer du bist!« im Vergleich zu dessen modernem Gegensatz »Sei, der du bist!«.

Ein Grund für ihre Vehemenz liegt womöglich in ihrer Herkunft aus der ländlichen Steiermark: »Ich bin nicht Stahlvorarbeiterin geworden, wie es die Familiengeschichte vorgesehen hat«, sagt sie, und das ist wirklich kein Witz. »Es wäre mein vorgezeichneter Weg gewesen, Meisterin an der Metallgießerei zu werden.« Dort habe sie »sogar schon ein Praktikum absolviert«.

Vor diesem »Sei, wer du bist!« muss sie förmlich geflohen sein. An die Universität, ins Ausland. In die Bildung und die Fremde. Sie studierte Germanistik und Slawistik, zuerst an der Sorbonne in Paris, zuletzt als Erasmus-Studentin an der FU in Berlin. An der Sorbonne verteidigte sie ihre Magisterarbeit über die Rolle des Teufels in der deutschen Literatur. Und wurde, wer sie ist.

»Der ästhetischste, der dandyeskeste« aller Teufel sei der Mephisto in Goethes »Faust«. Wer ihre Bühnenkunst verstehen wollte, hätte mit dem Prinzip des Diabolischen den Schlüssel dazu in der Hand. Lisa Eckhart spielt die Leibhaftige so überzeugend, dass sie einer für das Böse sensibilisierten Kritik tatsächlich als Verkörperung aller nur denkbaren reaktionären bis faschistoiden Meinungen erscheinen muss. Toxische Weiblichkeit, wenn man so will.

Nur will Eckhart keine provokanten Meinungen vertreten, sondern eine gewagte Kunst praktizieren. Sie lässt Tabubruch auf Tabubruch folgen, bis die Methode sich ins Absurde überschlägt. Zug fahren fände sie auch dann gut, »wenn Züge nicht mit Ökostrom liefen, sondern es noch Dampfloks wären, die von Waisenkindern beheizt werden, die zu Briketts gepresste Eisbären in den Ofen schaufeln müssen und aus dem Wasserkessel Dampf aus Zigeunertränen ausscheiden«. So geht das.

**Bei ihren Auftritten** ist sie reine Kälte, Leere. Oberfläche, in der das Publikum sich spiegeln kann – oder auch nicht. Sie spielt die Verantwortung für ihre Satire mit allerlei »wir« und »uns« und »man« an das Publikum zurück. An ihm liegt es, mit seinen Reaktionen die Performance zu vollenden. Das ist die Zumutung, das ist die Falle.

Und genau das ist es, was ein Advocatus Diaboli tut – er stellt sich der Heiligsprechung entgegen, statt seine Zuhörer in moralischen Gewissheiten zu wiegen. »Meine Programme richten sich nicht gegen Minderheiten, nur gegen das Publikum selbst, mein eigenes Milieu«, beteuert Eckhart. Sie wolle nicht die Rechten bekehren, sondern die Selbstgerechten kurz bremsen in ihrem »Furor und zum Innehalten zwingen«.

Ihrem Publikum unterstellt sie dabei einen »Anstand und Humanismus«, ohne den kein Verständnis dieser Satire zu haben ist. Diese Haltung ist zumin



5 Methode hochriskant. Denn Beifall kommt von rechts, die Empörung von links.

Im Gespräch lässt Lisa Eckhart nicht erkennen, dass sie um Ruf oder Karriere kämpft. Den Wirbel quittiert sie mit irritiertem Ennui. Und trägt wie beiläufig ihre Bühnenfigur zu Grabe.

»Lisa Eckhart muss sterben«, sagt sie und meint damit ihr Zurücktreten in den Text, das Literarische, dem sie entsprungen ist. Zwei Bühnenprogramme habe sie noch geplant, spiele aber »mit dem Gedanken, das abzukürzen«, im letzten Programm Premiere und Dernière zu vereinen. Die Kabarettistin hat der Schriftstellerin zu weichen.

Sprachlich erinnert »Omama« durchaus an die Kabarettistin. Das Assoziative in der Sprache, das Deftige in den Dialogen, der ausgesuchte Austriazismus. Gewohnt sardonisch ist auch der Einstieg, wenn 1945 »die Russen« in die steirische Provinz kommen. Die Dorfschönheit darf sich unterm Bett verstecken, während die »hässliche« Schwester auf dem Präsentierteller verharren muss. »So kommt der Russe gar nicht erst auf die Idee, unter dem Bett nachzusehen, weil da oben sitzt die Helga, und die greift kein Russe an.«

Die pubertierenden Schwestern aber fürchten sich nicht vorm »Feind«, im Gegenteil. Sie sehnen sich nach soldatischem Zugriff. Die hässliche Helga »winkt und zwinkert, dass es der Sau graust«. Und mit wiederholtem Niesen verrät sich die schöne Inge unter dem Bett. Und die Russen? »Sie lachen und lachen und hören nicht mehr auf.«

Von den potenziellen Vergewaltigern verschmäht worden zu sein, das wird den zu älteren Damen gereiften Mädchen eine kränkende Erinnerung bleiben. Waren sie nicht hübsch genug? Eckhart nimmt das Trauma einer ganzen Frauengeneration und stellt es kurzerhand auf den Kopf. Es ist eine ihrer leichteren Übungen – und bleibt der einzige echte Tabubruch.

Zu ihrer eigenen Überraschung ist ihr mit »Omama« eine Art feministischer Roman geglückt. Es sprechen fast nur Frauen miteinander, nur selten geht es um Männer. Es fehlt das Diabolische, und das ist ein Gewinn.

Erste Reaktionen waren wohlwollend. Noch im Mai wurde Lisa Eckhart mit »Omama« in die engere Auswahl für den Klaus-Michael-Kühne-Preis für das beste deutschsprachige Debüt aufgenommen. Im September sollte sie im Rahmen des Hamburger Harbour Front Literaturfestivals im Klub Nochtspeicher auf St. Pauli aus dem Roman lesen.

Doch die Einfahrt in die Hafenstraße der Literatur bleibt Lisa Eckhart wohl verwehrt. Das geht aus internen Mails hervor, die dem SPIEGEL vorliegen. In Nochtspeichers betonten zwar, sie seien vehemente Gegner der »Ca



**S** hen aber aktuell »leider keine Möglichkeit«, die Lesung mit Lisa Eckhart durchzuführen. »Die Veranstaltung wird gesprengt werden«, schreiben sie, in der traditionellen linken »Nachbarschaft« formiere sich bereits Protest. Eine späte Reaktion auf die Ausschnitte des WDR-Auftritts. Probleme habe es bereits vor vier Jahren anlässlich einer Veranstaltung des Kolumnisten Harald Martenstein gegeben: »Inzwischen ist die Atmosphäre bekanntlich noch weit aggressiver geworden.« Um Polizeischutz für die Veranstaltung zu bitten, schlossen sie aus. Dann könne die Situation »sogar noch eskalieren und gar zu Straßenscharmützeln führen«.

Eine freiwillige Absage, wie sie ihr von den Veranstaltern zunächst nahegelegt worden war, schloss Lisa Eckhart aus. Inzwischen erklärte die Festivalleitung ihre Teilnahme für »nicht möglich«.

Zum Zeitpunkt des Treffens wusste Lisa Eckhart nichts von dieser Entwicklung. Überraschen dürfte es sie nicht. »In der Politik werden die Grenzen des Sagbaren unerträglich ausgedehnt, in der Kultur dagegen unerträglich eingengt. Dabei sollte es umgekehrt sein«, sagt sie in Leipzig. »Die Moral muss zurück in die Politik und raus aus der Kunst. Hier gute Taten, da gute Werke. Ob der Mensch dahinter schlecht ist, kann uns doch getrost egal sein.«

Den Geistern, die sie als Kabarettistin rief, scheint das nicht egal zu sein. Sie verfolgen nun die Schriftstellerin.

\* **Lisa Eckhart:** »Omama«. *Zsolnay*; 384 Seiten; 24 Euro. Erscheint am 17. August.

Arno Frank



**DER SPIEGEL 33/2020**

FOTOS: Franziska Schroedinger; WDR

